T a k a m o r i

„Strohgedeckt“

heißt Father Oshidas Einsiedelei

in den See-Alpen auf Honshu,

der Hauptinsel Japans,

etwa 200 km westlich

von Tokyo entfernt

E r z ä h l b e r i c h t

über den Dialog

zwischen Buddhisten, Christen,
einem Hindu und einem Shintoisten

in Japan
im Juni 1989

Michael Möbius

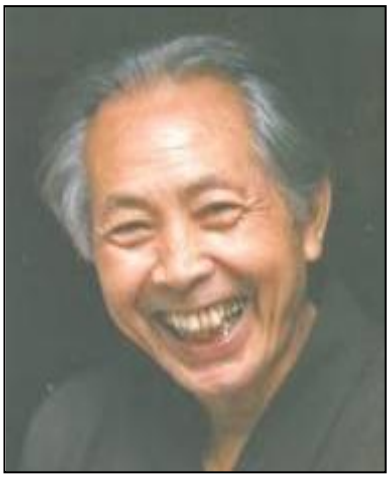
Von meinem Besuch in Japan 1989 möchte ich erzählen: Von dem Dialog mit den Freunden – ergänzend zu den Dokumenten, die es dazu gibt - und von der langen Reise.
Alles muss für mich da anfangen, wo ich mich einen Augenblick lang am Ziel sah. Reinhard und ich fragten beim Tee den bescheidenen Zen-Meister Hogen danach, worin seine Lebensaufgabe läge und wie er seine Rolle in der heutigen Zeit und in Japan beschreiben würde. „Der Zweck meines ganzen Lebens ist die Begegnung mit Reinhard und dir jetzt“, sagte er nach längerer Stille. „Und all die anderen Dinge sind - im Augenblick - nicht wichtig?“ bemerkte ich verstehend. „Nein“, rückte er zurecht, „es gibt nichts anderes. Die Begegnung mit euch ist alles; das ganze Universum.“ Es durchfuhr mich heiß und kalt, und ich merkte an diesem 10. Tag meines Aufenthalts: Jetzt bin ich angekommen. Das ist Japan. Das bin ich in Japan.
Es gab nicht viele solche Augenblicke - aber sie waren das Ganze, und mit ihrer Hilfe versuche ich, die vielen Eindrücke zu fassen und sie in mein Leben danach - jetzt z.B. vor dem Friedensgebet - fruchten zu lassen; das Vaterunser z.B. so zu beten, dass es auf der ganzen Welt nichts anderes gibt, als diese Worte, nichts als die Erfüllung dieser Bitten. Und es ist tatsächlich vorgekommen, dass Menschen meinten, mit mir hätte sich etwas verändert.

Am Donnerstag, dem 1. Juni haben wir uns in Tokyo im Flughafen getroffen:
Reinhard von Kirchbach, mein früherer evangelischer Ausbilder und Freund, Propst i.R.;
Shanti (Heidi Haltmar geb. Aegerter), die Stewardess aus der Schweiz bzw. Frankreich;
Deepal Sooriyaarachchi, der junge Werbemanager und
Ananda, der Mönch und Holländer, beide Buddhisten aus Sri Lanka und
Govindh Bharathan, der Rechtsanwalt und Hindu aus Kerala, Südindien und
ich selbst, Pastor der Kirchengemeinde Mürwik in Flensburg.

Bis dahin war ich zum ersten Mal in meinem Leben in dieser Richtung um die halbe Welt geflogen, hatte die Küsten Frankreichs und Irlands gesehen, Grönlands Eis, das Baffinland, den Großen Sklavensee und den Mackenzie Fluss. Es wurde der längste Tag meines Lebens; denn weil die Sonne auch nach 24 Stunden nicht untergehen wollte, wurde hinter Alaska im Pazifik der Kalender kurzerhand um einen Tag weitergeschrieben.
Für Andrea Jeska-Krützfeld, die mich in Tokyo empfangen und einen Tag beherbergen wollte, war ich dabei verloren gegangen. Gut, dass es das Telefon, die Mutter Jeska in Flensburg und die liebe Nana im Reisebüro gab. So wusste Andrea noch bevor ich jemanden erreichen konnte, dass ich wegen Verspätung durch Triebwerkprobleme eine Nacht in Seoul verbringen durfte. Viele kleine Erlebnisse könnte ich davon erzählen. Schließlich trafen wir Ausländer - o Wunder! - fahrplanmäßig oder verspätet alle innerhalb einer Stunde auf dem Flughafen Narita zusammen.

Von Seiten der Gastgeber brachten uns die Japaner Matsuo, Mieko und Seikei mit einem Kleinbus durch den Moloch Tokyo hindurch auf stundenlanger Fahrt mitten in die japanischen Süd Alpen, wo wir in 1000 m über NN nun vier Wochen lang leben sollten. Auf einem Absatz zwischen dem tief unten verlaufenden Flusstal, in das wir selten Einblick bekamen, und den schneebedeckten Gipfeln weit über uns, die sich schon öfter einmal zeigten, liegt das Dorf Sakai inmitten von Wäldern und Reisfeldern.

Ja, was hatte uns ausgerechnet dort hin geführt? Ananda hatte bei einer Konferenz in Madras einen kleinen japanischen Priester kennengelernt und gedacht: der wäre etwas für unseren Dialog. Er traf ihn wieder, besuchte ihn im vergangenen Jahr und fragte schließlich, ob er uns für einen Monat bei sich aufnehmen würde: in seiner kleinen Einsiedelei in den Bergen. Zum Glück schrieb er - Father Oshida - seine Zustimmung, b e v o r einige Tage später sein Zen-Do, die reetgedeckte Meditationshalle eingeäschert wurde. So waren wir zwar nicht so gut behaust, durften aber tüchtig beim Neubau mitwirken, was uns allen sehr gutgetan hat.



Unmöglich kann ich der Reihe nach erzählen. Dazu ist mein dickes bebildertes Tagebuch schon da. Aber ich will sehen, welche Blütensträuße sich zusammengefunden haben.

Father

Dieser Mensch ist wohl die größte Lehre dieser Wochen für mich geworden. Ein Japaner durch und durch; Sohn eines Zen-Buddhisten; Dominikanerpater - also auch in einen europäischen Mönchsorden eingebunden mit dessen ganzer Tradition; als Pater natürlich Priester mit der abendländischen philosophischen und theologischen Ausbildung. Er erwies sich jedoch als ein Mensch, der, je tiefer er Christ geworden war, desto reiner seine japanischen Wurzeln entdeckt hatte, seine buddhistische und seine schintoistische Religion. Dazu war er ein Kriegsinvalide, dessen Verletzungen sich noch immer in schweren Lungenproblemen auswirkten, auch während unseres Besuchs. Und er war ein Grüner und ein Pazifist und ein Poet und ein Philosoph.

Schrecklich, dass ich das jetzt alles so aufzähle und damit verrate, was man eigentlich erst nach und nach entdeckt und erfährt. Für uns war er erst einmal ein einfacher, rätselhafter, schmächtiger, verschmitzter Bauer, der täglich durch seine Reisfelder watete und nachsah, wie weit sich die gefräßigen Küsselkäferchen in den jungen Halmen ausgebreitet hatten.

Unweit des Dorfes liegt im Wald
die Einsiedelei Takamori mit seinen Reisfeldern:

Das Haupthaus

Ein Geräteschuppen

Ein Alltag des Dialogs

Zusammen mit bis zu zehn Frauen und Männern - Laien und Ordensleuten, die das einfache Leben mit ihm zu teilen bereit sind, betreibt er Reis- und Gemüseanbau, ergänzt durch ein paar Hühner und Milchziegen. Die einfachen Gebäude hat er in den vergangenen 26 Jahren hier meist mit Freunden selbst errichtet; auch die kleine Kapelle, für 15-20 Personen zu klein, mit schönem Strohdach.

Die Einsiedelei

Father Oshida hatte einst seinen Dominikanerorden verlassen wollen, weil er seine Lebensweise dort mehr und mehr als Lüge, als Verleugnung des Weges Jesu in Japan empfand. Aber sein Oberer war so weise, ihn zugleich festzuhalten und gehen zu lassen, ihn also seinen eigenen geistlichen Weg suchen zu lassen in ganz lockerer Verbindung zu dem Orden. Dadurch war er frei, die Einsiedelei zu gründen. Nach und nach sind die Kapelle und mehrere Häuschen und Hütten gebaut worden, die unter Bäumen am Rand der Reisfelder stehen. Dort ist eine Art des Christentums im Entstehen, das weniger eine künstliche Verbindung von japanischen und abendländischen Elementen darstellt, als vielmehr eine „Fleischwerdung des Wortes Gottes“ in Japan. So wenigstens möchte ich die Inkulturation ausdrücken, die hier vorsichgeht.

T y p i s c h J a p a n i s c h

Bei den täglichen Andachten und den häufigen Abendmahlsfeiern hat jeder von uns natürlich zunächst nur das verstanden, was ihm von seiner Tradition her zugänglich war. Als typisch japanisch fielen uns schnell die Äußerlichkeiten auf: Alles geschah am Boden (Stuhl? Kirchenbank? Was ist das?); auch der Altar war nichts als ein dickes Brett, das auf dem Teppich lag. Die japanische Höflichkeit schien auch im Gottesdienst zu regieren: Zart und leise alle Bewegungen; wie frisches Quellwasser die Sprache, ob auf Japanisch oder Englisch.
Aber je mehr Reinhard und ich in den Gottesdiensten mitwirkten, desto mehr erreichte mich etwas Unmittelbares: Eine große Stille, in der alles fließt und darin seine Ruhe findet; ein Atmen, dem Gott den Odem einhaucht; ein Reden, in dem Wirklichkeit spricht und die Worte Taten sind; Zeichen und

Bewegungen, in denen „sich Gottheit und Menschheit vereinen“, wie es in einem Deutschen Weihnachtslied heißt. Hat es Sinn, wenn ich dafür diese Worte suche und finde? Oder sollte ich nur sagen, dass ich manchmal tief bewegt war und mich darüber wunderte - wenn ich in der Abenddämmerung auf dem schmalen Pfad zu meiner Wohnhütte hinaufstieg - dass der Vogel da oben in dem Baum sang, als wäre er ein Vogel, der singt?

Gut vielleicht, die „ R e g e l “ dieser kleinen Gemeinschaft zu kennen, die notwendig geworden war, als das Finanzamt nachfragte, wer hier der Besitzer sei und was der Staat womöglich besteuern könnte:
1. Keiner wird zum Mitglied ausgesucht. Jeder wird als Geheimnis Jesu Christi empfangen. Wenn wir überhaupt jemanden aussuchen, dann uns selbst.
2. Als Gemeinschaft besitzen wir nichts. Als Minimum gestatten wir uns eine Versorgung für drei Monate im Voraus.
3. Es werden keine Regeln verfasst. Wir gehen aus von einem absoluten Vertrauen in einander. Verbote sind deshalb unnötig.
4. Es werden keine weitreichenden Pläne gemacht. Wir wollen auf die Notwendigkeit des Augenblicks antworten.

Das Finanzamt fand sich damit ab. Und es ist bei dieser Nicht-Regel kein Wunder, dass auch Nichtchristen zu der Kommunität gehören.
Father hat uns einige seiner Vorträge ausgehändigt, die er in Englisch auf Konferenzen gehalten hatte. Nach und nach verstand ich ein wenig. Mehr wirkte er aber als geistlicher Lehrer auf uns, der Schüler hat und sie wieder gehen lässt, wenn er meint, sie sollten sich von ihm lösen. Father war für mich auch ein Schlüssel für vieles, was ich in diesen Wochen von anderen lernen konnte.

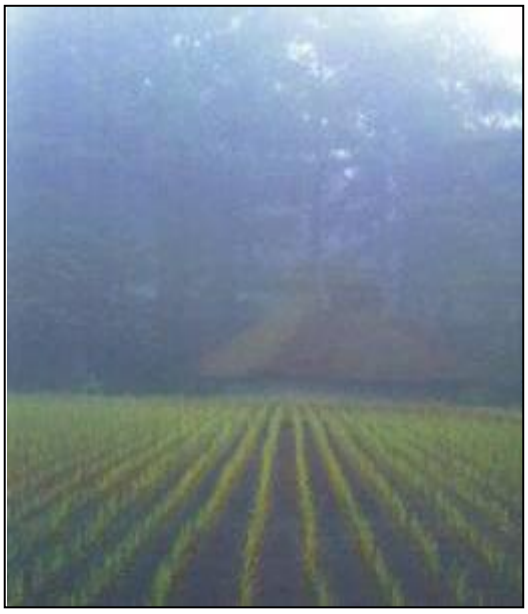
Die B e s o n d e r h e i t e n dieses Dialogtreffens

Während wir christlichen Teilnehmer uns in den vergangenen Treffen mit der Darstellung unserer Tradition sehr zurückgehalten hatten, weil wir lernen und verstehen wollten, bekamen unsere buddhistischen Freunde und der Hindu Govindh diesmal dank der katholischen Gastgeber sehr viel vom Christentum mit.

A r b e i t

Während bei früheren Dialogtreffen vorwiegend Küchendienst und Spaziergänge das Beten, Stillesein, Lehren und Lernen ergänzt hatten, bekam die körperliche Arbeit diesmal einen höheren Stellenwert: Oft mussten wir Nichtbuddhisten in den Reisfeldern Rüsselkäfer sammeln. Dabei wateten wir

im 20 - 30 cm tiefen Wasser, das morgens noch recht kalt war, hatten eine Pflanzenreihe zwischen den Beinen und konnten so drei Reihen gleichzeitig untersuchen, so weit die Arme reichten. Wir waren eingetroffen, als der Reis gerade erst ausgepflanzt worden war. Es waren lauter kleine, saftig grüne Büschel mit bis zu 5 süßen kleinen Käfern darin, die sich allzu gern schnell noch ins Wasser fallen ließen, um auf Tauchstation zu gehen. Aber auch dort konnte ich sie bei einiger Übung erwischen, und sie mussten zwischen Fingernagel und Fingerkuppe sterben. Und das alles „nur“, um die chemische Keule zu vermeiden und die Tausende Kaulquappen, Krebse und Kleinlebewesen im Wasser zu schonen. Das war eine harte Arbeit: Aufrichten, zwei Schritte weiter, wieder Bücken und Käfer pflücken, wieder Aufrichten - O, wie der Rücken



bald schmerzte! Anfangs konnte ich die zwei Stunden am Vormittag kaum durchhalten. Ananda und Deepal waren als Buddhisten von diesem Töten befreit und machten sich anderweitig nützlich.
Einmal habe ich geholfen, Bohnen zu legen Ein andermal galt es, mit einer japanischen gezahnten Sichel umzugehen und Gras zu schneiden.
Die körperliche Arbeit war nichts anderes als eine besondere Art der Meditation. Es gab die Sitz-Meditation und Geh-Meditation und die Arbeits-Meditation, Dayana in activity genannt. Wie beim sitzenden Meditieren kam es darauf an, die Bewegung des Geistes und der Hände mit dem Aus- und Einatmen zu synchronisieren und dabei ganz bei der Sache zu sein.

Lange haben wir an dem Bau des neuen Zen-Do gearbeitet. Als wir ankamen, lagen die Reste des verbrannten Vorgängers noch an den Seiten des für den Neubau vorbereiteten Plat-

zes. In der letzten Woche fehlten nur noch die Wände und die Strohbedachung an der Vollendung dieses auf traditionelle Weise gebauten Hauses ohne Nägel. So konnten wir trotz schwerer Regenfälle zuletzt unter dem Bretterdach meditieren.
Govindh verstand sich bestens darauf, mit dem Stecheisen Kerben in die Balken zu schlagen. Als ein Baumstamm herangeschleppt werden musste, packten alle mit an, während Father Oshida die Hau–Ruck-Kommandos schrie. Es standen ja weder ein Elefant noch ein Traktor zur Verfügung. Dieser Stamm hat wie vorgesehen seinen Platz als Eckpfeiler gefunden. Weiter mussten Bretter zugesägt oder Striche mit Hilfe einer originellen „Maschine“ auf Spanplatten gezeichnet werden. Als wir von unserer viertägigen Reise zurückkehrten, von der weiter unten erzählt wird, hatten Heinzelmännchen den Bau schon erheblich vorangebracht.

Gespräche

Für die Gespräche gab es kein Programm. Wir vertrauten uns der geistlichen Führung durch Father Oshida an. Manchmal war allerdings nicht so deutlich, wer von wem mehr Initiative erwartete. Ich war wieder einmal oft ungeduldig, machte das allerdings meist mit mir selber ab. Ob wir genügend miteinander geredet haben, ist also schwer zu sagen. Mir war es zu wenig. Aufgrund meiner Sprachschwierigkeiten ergriff ich selten die Initiative. Oft zog ich mich auch von Gesprächen zurück, um Briefe zu schreiben; oder ich verpasste einen Gedankenaustausch, weil ich durch die Wälder streifte oder mich zwischendurch todmüde hingelegt hatte.

D a s O m k a

Durch Reinhards vorsichtige langjährige Leitung, durch uns alle und durch Gottes unsichtbare Hand kam zu Stande, was ich im Nachhinein nur bestaunen kann: Unser allmorgendliches „Omka“. Um 5 Uhr früh trafen wir sechs uns in der Bibliothek. Govindh sang Sanskritgesänge und begleitete sich dabei selbst mit einer Orgel. Dann sangen wir viele Minuten lang – immer nach einem tiefen Atemholen – die Silbe OM, den unhörbaren Laut des Universums. Darauf folgte eine Zeit besonderer Andacht: So, wie wir im Schneidersitz zwei zu zwei auf den flachen Kissen neben- und hintereinander saßen, stimmte einer nach dem andern ein grundlegendes Wort seiner Tradition an: Ananda und

Deepal sangen in der Palisprache Buddhatexte – anschließend von Ananda teilweise in Englisch wiederholt – ;ich sang und sprach das Sch'ma Jisrael (Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist e i n Gott ….) in Hebräisch und Englisch; Shanti las die Seligpreisungen Jesu; Reinhard betete die erste Sure des Koren, wozu er sich vorher die Erlaubnis von Mehdi Razvi aus Hamburg eingeholt hatte: „Im Namen Gottes, der Allerbarmers, des Allbarmherzigen. Lob sei Gott, dem Herrn der Welten, dem König am Tage des Gerichts, dem Allbarmherzigen und Allerbarmer. Dich beten wir an und zu dir flehen wir um Hilfe. Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, denen Du gnädig bist, nicht derer, denen Du zürnst, noch derer, die irre gehen"; Shanti sang noch das „OM Mani Padme Hum" und endete auf Englisch mit den Worten: „O Gott, den ich anbete, Du erscheinst als das Kleinod, als meine Wahrheit, in dem Herzen der Lotosblüte – wenn sie sich öffnet." So war es an jedem Tag, mit immer denselben Worten - als Zäsuren ein Glockenklang und Stille. Es war keine Andacht, die aus Elementen mehrerer Religionen zusammengefügt war, sondern es waren eher einzelne Andachten nacheinander. Aber keiner, der sprach oder sang, war dabei mit sich allein. Er befand sich inmitten der Gemeinschaft seiner Religion, und er war verbunden mit uns Freunden, so sehr es eben gerade – unnachweisbar – geschah. „Der Himmel geht über allen auf" kommt mir dabei in den Sinn. In Flensburg singen wir gerne diesen Kanon.

Was es wirklich war und trotz gleichbleibender Worte jeden Tag etwas anders war – wer will das sagen? Wir haben kaum darüber gesprochen.

Yoga

Anschließend haben wir immer unter Anleitung von Govindh 45 min Yoga geturnt. Dabei habe ich, mehr als mir lieb war, meine Grenzen gespürt. Als ich einmal beklagte, dass ich keine Bauchmuskeln hätte, fragte mich Govindh, woher dann mein Muskelkater in der Bauchdecke rührte…

Schlaglichter

Komisch, aber ich mag im Augenblick nicht ausführlich erzählen über die Besonderheiten der japanischen Kultur, in der wir tagein tagaus lebten. Dennoch will ich anfangen, auf Einiges kurz das Augenmerk lenken:

Der ewige Am-Boden-Sitzen plagte mich mehr und mehr und zeigte mir, dass ich nicht jünger geworden bin. Einmal schleppte Father den einzigen Stuhl herbei, um mir Linderung zu verschaffen. Ach, Unsinn, lehnte ich ab. Dann fühlte ich mich ja aus dem Kreis ausgeschlossen!

Das Essen mit Stäbchen gelang mir bei der einen Mahlzeit perfekt, während mir bei der nächsten die Seetangstreifen, Gemüse- und Obststücken ständig entglitten. Father muss unter dem Anblick so gelitten haben, dass er einmal allen – auch den Japanern – Löffel verordnete, sozusagen als Sabbat von der Mühsal.

All die Essensschälchen und die abwechslungsreichen Speisen und Salate aus Wiesenkräutern. Anfangs lauerte ein Würgen in meinem Hals bei dem ständigen Tang- und Fischgeschmack der Suppen. Als es dann aber endlich einmal den berühmten rohen Fisch gab, hatte ich mich längst daran gewöhnt, und es mundete köstlich (als würde ein Engelchen einem auf die Zunge pinkeln, sagte Ananda).

Ganz nach meinem Herzen war mein spartanisch eingerichtetes Schlafgemach, nämlich der Dachboden eines kleinen antiken, strohgedeckten buddhistischen Tempelgebäudes – liebevoll hierher nach Takamori versetzt. Nur schwer konnte ich mich an den Futon, die dünne Matratze gewöhnen. Als ich einmal den Schlafsack zum Auslüften in das Fenster legte, erfuhr ich durch Zuruf, dass so etwas bei einem heiligen Bauwerk nicht statthaft sei. Ich habe mich da unter dem unverkleideten Reetdach sehr wohlgefühlt und bei Kerzenschein (kriminell!) viele meiner Tagebuch-Briefe geschrieben. Nur: nachts die Leiter hinuntertasten, in der Nässe schlaftrunken um das Haus herum wanken und den Abort aufsuchen, das war nicht so lustig. Wenn der Pfadfinder in mir aber zu stolz dafür war, eine Taschenlampe zu benutzen, musste ich eben leiden.

Das Frühlingswetter war mal warm, mal kalt mit der bald einsetzenden Regenzeit. Morgens war es empfindlich frisch an dem schmalen Wasserlauf zwischen den Reisfeldern, der mir als Open Air-Waschraum diente. Die angrenzenden Wiesen waren Blütenreich, und es wuchsen so viele blaue Iris darin, dass es mit kaum wehtat, als sie gegen Ende unserer Zeit bei der Heuernte mit abgemäht wurden.

Die Wälder hier in den See-Alpen inmitten der Hauptinsel Honshu sind den unseren sehr ähnlich. Alle bekannten Laubbäume fand ich vor. Sie waren allerdings etwas variiert. Hinzu kamen die japanischen Zedern und vielerorts ein undurchdringlicher Lianendschungel aus Blauregen (Glyzinie).

Gerne machte ich mich davon und verweilte an der starken Quelle, die am Fuß des Berges unter einer fünfstämmigen Esche kräftig aus drei Felsspalten hervorsprudelte. Father wusste zu berichten, dass sie aus Gletschern gespeist wird, deren Wasser 50 Jahre braucht, bis es hier ans Tageslicht kommt. Etwas abseits gab es einen weiteren Quellgrund, einen Bruch mit vielen Wasserläufen und üppigem Sumpfrhabarber. Als ich dort mitten in dem Rauschen und Fließen meditierte, zerfloss ich fast selbst.

Und, ach, die Laubfrösche dort an den Blättern und Stengeln! Und das Froschkonzert, das sich jeden Abend aus den Reisfeldern erhob und sogar über das Autobahngebraus siegte. Ja: Ein Paradies ist es hier nicht. Seit kurzem durchschneidet dieAutobahn den abgelegenen Landstrich.

Selten spazierten wir in das Dorf. Es unterscheidet sich mit seinen Häusern und Läden nicht sonderlich von unseren Dorfzentren, birgt aber lauter Fremdes, von den rätselhaften Schriftzeichen uns Ausländern verheimlicht.

Das Baden. Ich bin keine Wasserratte, und in die Sauna gehe ich auch nur in Finnland, wo ich einmal gewesen bin. Aber das gemeinsame japanische Heißbad hat es mir angetan. Europäer gelten ja in Japan seit dem 16. Jahrhundert als dreckig. Hier badet man möglichst mehrmals die Woche. In unserer Einsiedelei Takamori allerdings nur samstags. Da wird dann der Kerosinofen angeworfen, und dann dürfen drei Männer oder drei Frauen zugleich in den kleinen Baderaum. Die Wanne mit dem dampfenden Wasser ist tief in den Boden eingelassen. Wir hockten daneben auf kleinen Hockern auf dem gefliesten Fußboden mir Abfluss und schrubbten uns ab, noch und noch. Wir spülten uns sauber, noch und noch. Anfangs hat Matsuo peinlich überwacht, dass wir ja keinen Dreck- oder Seifenspritzer in die Wanne gelangen ließen. Dort, wo bei uns in Deutschland das Säubern beginnt, in der Wanne, ist man in Japan schon sauber – und das B a d e n fängt an. Da hockten wir nun nebeneinander – nur die Köpfe schauten heraus – und wir konnten uns wunderbar unterhalten über Gott und die Welt, z.B. mit Zenmeister Hogen damals nach der denkwürdigen ersten Begegnung. Neun Heißbäder habe ich in den drei Wochen erlebt, privat bei Freunden der Einsiedelei in einem hölzernen Zuber, im Hotel, in einem städtischen Badehaus und einmal höher in den Bergen in einem vulkanisch gespeisten heißen Freiluftpool. Was waren wir da für Genießer! – Aber wollt Ihr das eigentlich alles lesen?

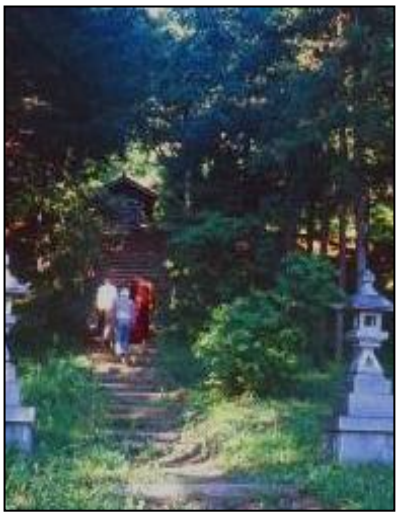
R e l i g i o n i n J a p a n

Alles ist in Japan anders. Japaner freuen sich angeblich, wenn man sagt, dass man sie nicht versteht. Ich meine verstanden zu haben, dass die Religionen dort nicht kennen, was wir mit „Entscheidung“ oder „Bekennen“ meinen. Was bleibt dann noch? frage ich als Lutheraner. Man muss sich also nicht zwischen Christentum, Shintoismus und Buddhismus entschei den? Man kann in den verschiedenen Lebenslagen jeweils auf die Religionspraxis zurückgreifen, die am besten passt?

Das kann bedeuten: Zur Geburt eines Kindes in der Familie passt am besten der Shintoismus; zur Heirat: die christliche Zeremonie in weiß; bei einem Sterbefall: der Buddhismus. Da sträuben sich dem Missionar in mir die Haare. Da weiß ich aber auch schnell: Ich verstehe nichts. Jetzt heißt es Hinhören und Hinsehen!

Die städtischen Massen wissen wenig über ihre Religion. An den öffentlichen Schulen gibt es keinen Religionsunterricht und im Shintoismus und Buddhismus noch kaum etwas, was mit unserer Christenlehre oder dem Konfirmandenunterricht zu vergleichen wäre. Es ist vorgesehen, dass der Glaube in der Familie und der Nachbarschaft tradiert wird. Aber das funktioniert immer weniger. Auch nicht, wenn die Männer vor dem Dorfschrein Boccia spielen. Da muss viel geschehen, wird uns gesagt – und es gibt viele Neuanfänge.

Shintoismus



Shintoismus – die Natur- und Ahnenreligion des alten und des neuen Japan. Father Oshida schockte uns schon brieflich im Voraus mit den beiden Hinweisen:

1. Jeder Japaner ist Shintoist – in seiner Wurzel - , also auch er, der katholische Priester.
2. Wir würden schwerlich einen Shinto-Weisen finden, der bereit sei, sich unseren Fragen zu stellen.

O ha! Wer soll das verstehen! Father praktiziert keine Shinto-Riten und macht sicher auch das meiste nicht mit. Aber: Grundlegendes aus diesem Glauben offenbart sich ihm offenbar so, dass er es in christlichem Geist aufnehmen kann. Und er beeindruckte uns durchaus damit.

Wir hatten vorher gelesen, dass Shinto bedeutet: Die ganze Natur und Menschheitsgeschichte ist voller Kami = Geister und Götter. In jedem Baum, Gras und Tier wohnen Geister. Alle Verstorbenen existieren weiter als Geister und Götter.

Father aber sagte, das sei plumpe, westliche Beschreibung aus westlicher Philosophie heraus. Nein – und so versuche ich es neu zu verstehen – jeder Stein, Baum, Bach, Käfer hat Geist. Jedes Lebewesen, jeder Mensch ist nach seinem Tode nicht einfach weg, sondern umgibt die neu lebenden weiter. Nichts von Geistern (Gespenstern) oder Göttern, sondern eine rege Kommunikation aller Wesen der Vergangenheit und der Gegenwart miteinander. Nicht die westliche Trennung zwischen Mensch, Tier und Pflanze. Die Shinto-Schreine in den Privathäusern (oft nur eine Mini-„Heiligenecke“) und in Dörfern und Stadtteilen unter uralten Bäumen dienen trotz aller Verflachung der Traditionen eigentlich nur dazu, diese Kommunikation aufzunehmen und durchzuhalten.

Fünf Tage auf Reisen hinein in die Religionen Japans

Nun, das erfuhren wir anfangs nur als Andeutungen. Bis wir dann auf die fünftägige Rundreise gingen und dabei in das alte Ise kamen und mit dem Shintomeister in Nara zusammentrafen.
Nach einer stundenlangen Kleinbusfahrt durch viele Landschaften, endlose Straßendörfer in den engen Tälern und durch Städte war es Spätnachmittag geworden. Wir hatten die alte Holzbrücke überschritten und waren in den Heiligen Hain Ise eingetreten. Matsuo erklärte links und rechts, ich aber blieb bald zurück und setzte wie benommen meine Schritte unter den dicken und doch schlanken Zedernstämmen, unter den weit ausladenden Ästen und Wipfeln uralter Bäume. Breite Kieswege. Hohe lange Treppen. Modriger Waldesduft. Seit Jahrhunderten wird hier Geist und Gottheit unter vielen Namen verehrt. Mir schien, ich könnte mit allen Poren spüren, was damit gemeint ist.

Erst spät waren auch Tempel gebaut worden – der älteste soll aus dem Jahr vier vor Christus stammen – um für die Verehrung von Amaterasu Omikami, dem Geistes der Sonne, einen Ort zu haben.
Ise ist ein Wallfahrtsort für das ganze Land. Die Tempel sehen z.T. noch den polynesischen Südseehäusern ähnlich, aus denen die Einwanderer wohl einst gekommen sind. Die bedeutendsten Bauten – aus Holz und strohgedeckt – werden seit dem 7. Jahrhundert alle 20 Jahre völlig erneuert, also z.T. schon 60 Mal. Neben den bisherigen Tempel in seiner bescheidenen Form wird identisch der neue gebaut. Wenn er fertig ist zieht die Sonnengöttin um, und der alte wird abgerissen. In der Nähe ist das Fotografieren verboten. Und auch die neugieren Augen sollen nicht die im Winde wallenden Seidentücher durchdringen, die im Torhaus statt mächtiger Türflügel von dem oberen Balken herabhängen. Wer sich vor einen Tempel stellt, nachdem er den Tori durchschritten hat, klappt zunächst dreimal mit scharfem Knall die Handflächen zusammen. „Ich bin da“ sagt er damit, verneigt sich, verharrt – und opfert meistens Geldscheine. Auf das Geld sind die Tempelschreine angewiesen, da die Religionen nach 1945 auf Diktat der Amerikaner vom Staat getrennt worden sind und damit die fundamentalen Einnahmequellen verloren haben. Der Shintoismus war ja vom japanischen Faschismus für dessen Machtpolitik missbraucht worden. Bei uns hatte man versucht, den Germanenkult wiederzubeleben und die Kirchen gleichzuschalten. Beides war nicht weitgehend „geglückt“.

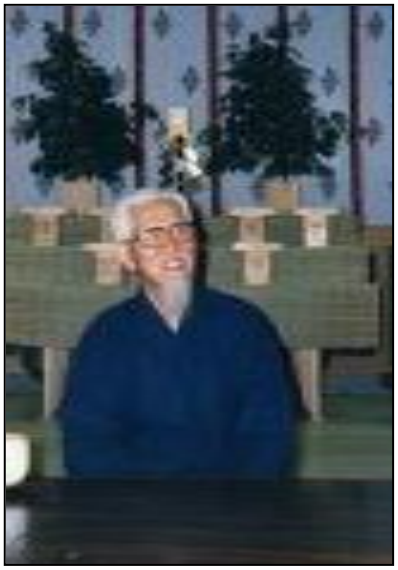
Deepal kam mit einem Priester ins Gespräch und zog uns andere hinzu. Lange sahen wir einer jungen Familie bei einer individuellen Zeremonie in einem offenen Saal ohne Wände zu.

Aber ich will lieber von Nissho Yaoi erzählen, dem 80-jährigen Shintomeister, der uns tags darauf in der alten Kaiserstadt Nara noch spätabends in seinem neuen Zentrum mit Schrein und Gemeinschaftsräumen empfing. Seine Erscheinung erinnerte mich an die Zauberer in unseren Kinderbüchern: Hager, blaues Seidengewandt, weißes Haar, schütterer langer Bart und ein waches, freundliches Gesicht. Wir saßen im Halbkreis auf dem Fußboden auf schönen Kissen, waren todmüde und stellten unsere Fragen. Grüner Tee wurde serviert.

Und nun erzählte er: Von seiner Abneigung gegen jede organisierte Religion; von dem heruntergekommenen offiziellen Shintoismus, in dem es fast nur noch geistlose Betriebsamkeit gäbe; der zu Folklore verkommen sei.

Er selbst träte fast täglich in Verbindung mit dem Geist von Menschen, die früher gelebt haben – besonders mit der japanischen Kaiserin Komyo aus dem 5. Jahrhundert, die hier in Nara lebte, regierte und die ersten Krankenhäuser in Japan gegründet hatte. Er beschwöre sie nicht, sondern sie melde sich von sich aus und gäbe Rat, Anweisungen, mache aufmerksam. Von seinen Vorfahren habe er diese Sensibilität geerbt. Der Geist der Kaiserin habe ihn nach dem Krieg angeregt, mittellose Menschen aufzunehmen und niemanden abzuweisen. Es sei dadurch eine große Familie entstanden, aber kein Schülerkreis – davor, so Kaiserin Komyo – habe er sich hüten sollen. Es folgten die Gründung eines Altersheims, eines Kindergartens, eines Heimes für Behinderte und eine Herberge für geheilte Leprakranke, die traditionell in Japan ihr Leben lang ausgestoßen blieben.

Auch wir in unserem Dialogvorhaben sollten darauf achten, nicht einen neuen Gruppenegoismus entstehen zu lassen, sondern offen zu bleiben für jeden - mit jeder Anschauung.

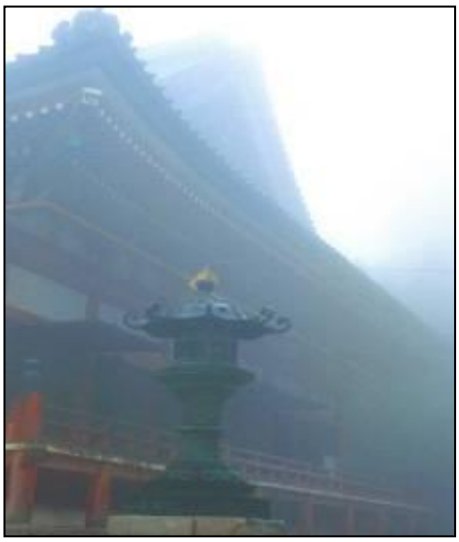


All das hörten wir natürlich in japanischer Sprache, von Matsuo übersetzt, dem Lieben. Zwischendurch gab es wieder Tee und dann ein langes Abschied nehmen. Wie kann eine so „primitive“ Religion mit allen ihren Göttermythen eine solche Person hervorbringen! Man stelle sich nur vor, dass die Germanenreligionen unserer Vorfahren noch lebendig wären und reformatorische Kräfte für unsere Gesellschaft entwickeln würden. Unvorstellbar, finde ich. Wir hatten aber – entgegen der Prognose von Father Oshida – vielleicht aber nicht ohne sein Zutun – einen Shintoweisen getroffen, von dem auch wir Lehren annahmen. Die magischen Vorstellungen waren den östlichen Dialogpartnern wahrscheinlich eher zugänglich als den westlichen. Als der Meister einst bauen wollte, entdeckte er die Magie des Grundstücks. Da konnte er unmöglich wohnen. Täglich bringt er der Kaiserin Speisopfer. Sie soll nicht

darunter leiden, dass sie etwa vergessen und nicht mehr beachtet ist.
Am nächsten Morgen führte uns ein Glied der „Familie“ von Meister Nissho Yaoi über das Gelände. Unter einer Laube aus Glyzinienranken standen wir lange im Gespräch. Als ich bemerkte, dass der Stamm der Ranke wie ein dicker Schlangenlaib auf dem Boden lag, folgte ich ihm - über eine alte, niedrige Mauer hinweg - in einen Wald. Nach etwa zwölf Metern fand ich die Stelle, an der er aus der Erde hervorwuchs. Die frisch blühende Glyzinien-Laube wurde mir so zum Bild für eine Religion, die sich, immer von Neuem Blüten treibend, aus der Vorzeit bis in unsere Gegenwart gewunden und tradiert hat.

Und wie ging es weiter?

Wir haben auf dieser fünf-Tage-Reise zu viel gesehen: in Ise mit dem Heiligen Hain; in der alten Kaiserstadt Nara mit dem größten Holztempel der Welt, dem buddhistischen Daibutsu Den; und dann in Kyoto mit Museen und Tempeln und mit dem Heiligen Berg Hiei - einer Art Athos Japans.



Am Ende der Reise empfing uns „Zen-Buddhismus pur“: diese fremde Religion, die einst über China aus Indien gekommen ist. Wir erlebten, was ich als Ziel unserer Dialogreise bezeichnen wollte, wenn die Wahrheit nicht lauten würde: Du bist j e t z t am Ziel – oder nie.

Zen-Buddhismus

Anderthalb Tage sollten wir zu Gast im Bukkokuji-Tempel bei der Stadt Obama sein. Dazu mussten wir bis an die Küste im Nordwesten fahren. Wir kamen abends an, viel später als angemeldet, und wurden von einem netten, lachenden Buddhamönch empfangen, schnell in unserer Nachtquartier eingewiesen und dann still in den Meditationsraum geführt, wo schon alle „saßen“. Es ist schwer vorstellbar, wie das ist: Urplötzlich wirst du aus dem Motorengedröhn der Autoreise heraus von einer absoluten Stille verschluckt.

Und da saßen wir nun mit dem Gesicht zur Wand – wie es im Soto-Buddhismus üblich ist – und nichts rührte sich mehr, nichts war zu hören und zu sehen. Bis dann verschiedene Gongs ertönten und der Nachtgesang der Mönche angestimmt wurde. Anschließend hieß es: sofort ins Bett – also auf die Reismatten in unserem kleinen Männerraum. Und das fiel auch nicht schwer nach dem langen Tag und angesichts des Tagesplans, der im Treppenhaus hing: 3.50h Shinrei (rising time) …

Wir waren also unversehens ohne weitere Einführung in den normalen Tagesablauf eines Zen-Klosters (Tempel sagt man hier) hineingenommen. Ich weiß bis heute noch nicht recht, wie mir geschah. Die Eindrücke müssten sich oftmals wiederholen, um nicht wie ein dramatischer Film zu sein, und man sich fragt: Habe ich das wirklich alles erlebt?

Vor dem Frühstück haben wir schon zwei 40-minütige Meditationssitzungen genossen, ein ausführliches Singen, einen langen Waldlauf, einen intensiven Yogasport und eine Andacht auf dem Friedhof: Wechsel von wilder Anstrengung und tiefer Versenkung, schnellster Bewegung und absoluter Ruhe. Der Gesang kam in kehligen Lauten aus dem Bauch – oder war es doch eher Kopfstimme? Wir saßen dabei zwischen den schwarzgewandeten Mönchen verteilt, und ich konnte nicht anders, ich musste mitdröhnen – wenigstens die schönen Vokale. Verschiedene Gongs, Schellen und Klingeln mischten sich ein. Es war alles ganz unwirklich für mich, als hätte ich vorher nicht schon viel darüber gelesen.

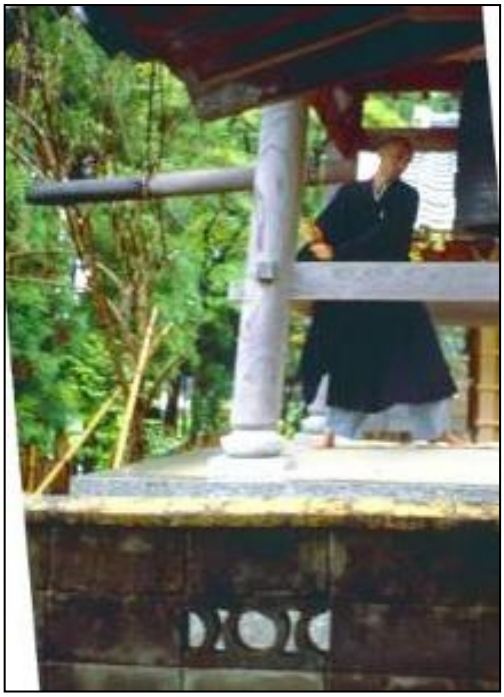
Die schweigsamen Mahlzeiten waren ein geisterhaftes Drama für sich. Nur einige Gebete wurden gesungen. Dann, nach einem ausgeklügelten Ritual, wurden die Speisen im Schweigen zugereicht, ehrfürchtig entgegengenommen, in drei verschiedene Schälchen gefüllt, mit so großem Tempo mit den Stäbchen gegessen, dass ich selber nicht annähernd satt werden konnte, nachgereicht, mit der letzten Gurke die Schälchen ausgewischt, mit heißem Wasser ausgespült, das Wasser getrunken, Stäbchen und Servietten zusammengelegt, abgedeckt, die Tische gestapelt – und man verließ einen leeren Raum. Gerne erzähle ich mündlich mehr davon.

Der nette Begrüßungsmönch vom Abend vorher hatte sich längst als der große Zenmeister Tangen Harada selbst entpuppt. Mehrmals nahm er sich Zeit für uns. Auf Fragen hin lehrte er – und eine Amerikanische Nonne-auf-Zeit übersetzte. Weil

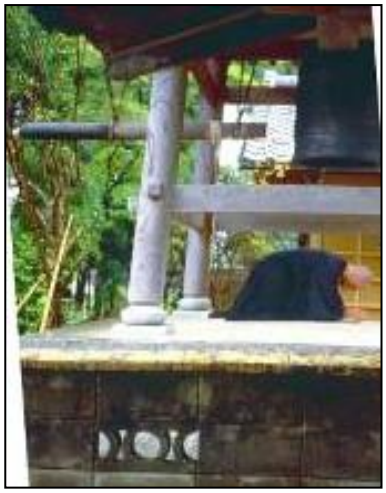
es Bindfäden regnete, kamen wir am Vormittag in den Genuss einer Teezeremonie. Als die Tee-Gaben in den Teeschalen empfangen wurden wie eine Kostbarkeit vom Himmel, da ging mir auf, dass genau so Father Oshida bei den Eucharistiefeiern die Gaben von Brot und Wein bereitet und zur Kommunion gereicht hatte.

Genug der Einzelheiten jetzt. Ich war hin und hergerissen von den Wünschen: „Weg von hier, von der körperlichen und geistigen und seelischen Überanstrengung, so schnell wie möglich!“ und: „Hier ein ganzes Jahr lang leben dürfen, wie wäre das gut für mich!“
Sehr gefiel mir die aufgeräumte Stimmung, die zwischendurch unter den Mönchen und Nonnen aufkam.

Die gemeinsame Hausarbeit nahm breiten Raum ein. Anders als im Theravada-Buddhismus in Sri Lanka gekört sie bei den Mönchen und Nonnen dazu. Ich arbeitete in der urigen, großen Küche mit und putzte eine Art Mirabellen, die anschließend eingelegt werden sollten. Andere fegten und schrubbten die Böden.
Gerne würde ich die gewaltige Glocke zu ihren Zeiten läuten mit ihrem außen waagerecht aufgehängten Rammklöppel. Nach jedem bedächtig konzentriert ausgeübtem Stoß wirft sich der Glöckner auf den Boden, rezitiert eine Art Psalmgebet, erhebt sich und führt den nächsten Schlag aus. Gerne würde ich mich für einige Wochen der Disziplin des Meditierens – mit kurzen Aussprachen bei dem Meister zwischendurch – unterwerfen, wissend, dass ich innerlich in wilden Aufruhr geraten würde. Die 40-minütigen Sitzungen am Abend durchstand ich überraschend gut, obwohl ich nach jedem Abschnitt meinte: die nächste breche ich vorzeitig ab, bestimmt! Am zweiten Morgen, als die Müdigkeit übermächtig wurde, bat ich durch Zusammenlegen meiner Hände und Neigen des Kopfes nach links um einen Schlag mit dem flachen Holzschwert auf die rechte Schulter. Au, das macht aber wach! Der Mönch, der fast unhörbar zwischen den Reihen dahergeht und schaut, wo er gebraucht wird, versteht seine Sache gut: Keine Verletzung, aber ein scharfes, lautes Klatschgeräusch. Diesen berühmten „Ritterschlag“, wie ich ihn einmal nennen möchte, wollte ich doch mit nach Hause nehmen – und ich hatte ihn wahrlich verdient.



Dann schwänzte ich aber doch ein Zazen, ein Sitzmeditieren, und streifte in der Umgebung am Rand des Bambuswaldes entlang. Ich geriet auf das Gelände eines zweiten Zen-Klosters, als der Zeitungsjunge gerade das Blatt brachte. Ach so, es war ja auch erst sechs Uhr früh! Ich hatte völlig das Zeitgefühl verloren. Aber da war ich auch schon von einem Mönch entdeckt worden. Er machte mich freundlich mit einem Deutschen – Kendo mit Namen – bekannt. So kam ich in den Genuss einer Klosterführung zu undgewöhnlicher Zeit, während rundum die Hausarbeit lief. Wozu braucht man z.B. einen Schrubber mit Stil, wenn man auch tief gebeugt den Feudel in rasendem Tempo vor sich hinschieben kann: einmal den ganzen Flur entlang, und zurück, und wieder hin, und wieder zurück…



Alle Fragen, die mir nebenan bisher unbeantwortet geblieben waren, konnte ich jetzt stellen: Was ist ein buddhistischer Priester, und wie wird man das? Was sammeln die Mönche auf ihren Bettelgängen (Geld – statt der Naturalien in Sri Lanka)? Wie kann ein Ausländer hier mitmachen?

Als wir das Bukkokuji-Kloster verlassen mussten, gab es einen rührenden Abschied. Wie konnten wir auch nach einer so intensiven Begegnung so schnell wieder abfahren!

Gottes Dienste

Wenden wir uns nach diesen Reisetagen wieder Takamori zu, der Einsiedelei. Neben den regelmäßigen täglichen Zeiten der Andacht und der Stille gab es besondere gottesdienstliche Ereignisse: Zweimal feierten Deepal und Ananda eine Buddha–Puja. Mit ihr ehren sie ihren Lehrer Buddha, seine Lehre und seine Mönchsgemeinschaft. Buddhas Lehre wird dadurch in ihnen lebendig. Durch die guten Erläuterungen von Deepal fügte sich in mir neues Verstehen zu bisherigem stückweisen Wissen hinzu. Während ich dies schreibe, hält sich an meinem rechten Handgelenk noch immer ein Faden aus dem Nähkästchen der Takamori-Nonnen. Der Faden hatte bei der Puja am 18. Juni uns alle als ein Friedensband verbunden, wurde zum Schluss zerschnitten und jedem, der wollte, um das Handgelenk geknotet als Zeichen dafür, dass wir geschützt sind. Reinhard sagte dazu: „als Zeichen, dass wir immer geschützt sind, auch wenn der Faden alsbald wieder zerreißen sollte.“

Noch einmal zurück zu der Buddha-Puja: Ihr hättet einmal die „große Verehrung“ sehen müssen, die Zenmeister Hogen dem Buddha erwies: Viele schwierige Yogaübungen waren da zusammengefügt zu einer einzigen akrobatischen, Ehrfurcht ausdrückenden, großen Bewegung: Eigentlich war das aber nichts zum Zuschauen; wie man ja auch einen Betenden nicht

betrachtet. So saß auch Father Oshida sinnend dabei, ohne seinen Blick von dem Buddha-Altar abzuwenden… Wenn Hogen – oder einer seiner Vorfahren – im Gefolge der drei Weisen aus dem Morgenland dem Krippenkind eine solche Referenz erwiesen hätte – sie wäre

durchaus gebührend gewesen.

Zweimal lud Govindh uns zu einer H i n d u – P u j a ein. Wie liebevoll war alles vorbereitet! Und jeder hatte – ohne Verabredung – Festkleider angezogen. Einheimische und Gäste saßen – über den Bibliotheksraum verteilt – auf ihren Kissen. Wir bekamen wieder eine einführende Erklärung zu den Bildern dieser Religion, die zunächst mehr verbergen als zeigen. Nur Eingeweihten offenbaren sie mehr und mehr. Der Elefantengott Ganesha ist Symbol für das OM. Er reitet auf einer Maus als Zeichen dafür, dass das kleinste, geistreiche Tier stärker ist als die größte brutale Kraft… Er wisse, sagte er, dass wir uns in einem höheren Erkenntnisstand befänden als andere. Deshalb dürfe er uns diese und weitere Deutungen sagen – auch die Bedeutung der vier Arme von Vishnu und von Shiva. Durchs Übersetzen aus dem Englischen ins Japanische wurden die kurzen, eindrücklichen Erklärungen darüber, was wir Teilnehmer bei der Opferhandlung geben und was wir empfangen werden, sehr lang. Offenbar war für den Übersetzer Matsuo die Stunde gekommen, seinen Landsleuten manche zusätzliche, für ihr Verstehen notwendige Lektion zu erteilen. Danach aber sollte die Handlung durch nichts mehr unterbrochen werden: Gesänge zu Ehren von Brahma, Vishnu und Shiva, die – länger fortgesetzt – sicher in einer Ekstase führen würden; Klatschen und Klingeln dazu; fast alle singen mit; die drei Aspekte des Einen, Allmächtigen werden dadurch verehrt; Ganesha und die Muttergottheit und Govindhs Guru – auch göttlich – werden verehrt; Wasser, rotes Pulver, Räucherstäbchen, Blüten, Speise und Lichter werden den Gottheiten geopfert. Diese Opfergaben stehen für unsere ganze Existenz, für alles, woraus wir bestehen und was wir sind. Weil der Mensch das alles den Göttern verdankt, opfert er – gibt er restlos hin – sich selbst: seinen Körper, sein Blut, seinen Atem, seinen Geist, seine Energie; die Speisen bedeuten die fünf Sinne, und auch sie werden dargegeben. So verliert sich der Mensch in dieser Art Gottesdienst völlig. Und Govindh ist dabei gesammelt und entrückt zugleich, ganz hier und ganz woanders.

Und dann kommt die Wende:

Alle die weggegebenen, hingegebenen Opfergaben werden zu den Teilnehmern gebracht. Durch die Hingabe gereinigt wird man jetzt sozusagen neu aufgebaut: Wasser auf die Hand; Pulver auf die Stirn; Duft in die Nase; eine Blüte hinter das Ohr gesteckt, die Hitze der Flamme sich mit der Hand zugefächert; …Neuschöpfung! Dank! So hatte Govindh uns die Puja vorher gedeutet und so bekamen wir an ihr Anteil. In der ganzen Hinduwelt sei das ihr Kern,

sagte er. Und was man äußerlich sähe und zelebriere, wäre in Wirklichkeit ein i n n e r e r Vorgang.
Viel davon konnte ich – wie die Leser wohl merken – annehmen und aufnehmen durch Jesus Christus, ohne dessen Vermittlung ich nichts aufnehmen will und wohl erst recht nicht kann.
Als in der großen Freude dann auch andere von uns noch Worte ihrer Traditionen sprachen, bat Govindh mich, auch das „Höre Israel“ zu rezitieren. Da sagte ich spontan, ich sähe mich dazu im Augenblick von den Juden her, die ich kenne, nicht berechtigt. Ich war froh, dass ich so schnell nach meinem Gefühl, Wissen und Gewissen handeln konnte – und das Fest ging sehr schön zu Ende. [Jahre später frage ich mich allerdings, wie sehr ich Govindh damit vielleicht verletzt habe. Später hätte ich mich anders verhalten, aber damals konnte ich es nicht.]

Ein anderes Fest war es, als Reinhard und ich einen vollen A b e n d m a h l s g o t t e s – d i e n s t in der kleinen Kapelle leiten durften. Was haben wir uns vorbereitet! Unsere lutherische Liturgie so gut es ging ins englische übertragen; Gebete geschrieben; eine kleine Predigt über Joh 16,33 ff. habe ich ausgearbeitet; vieles haben wir vorher kopiert und zum Mitsprechen ausgeteilt. Die Feier wurde sehr bewegend. Kaum habe ich bemerkt, dass einzelne Nichtchristen die Gaben Brot und Wein, die ihnen zugereicht wurden annahmen, andere aber sie voll Ehrfurcht weitergaben. Ich zog mich im Anschluss zurück.

K l e i n e r F e s t e waren es, wenn Father seine Schätze auftat. Einmal kam er mit einem riesigen Buch an. Es enthielt Holzschnitte des ungarischen Künstlers Joseph Domian, den er in den USA bei einem Waldspaziergang entdeckt hatte. Father hatte später Gedichte zu den Bildern geschrieben und diese Wunderwerke zusammen ediert: „Weißer Hirsch / White Deer“ heißt die Sammlung. Bilder und Interpretationen sind zu einem Reigen des Lobes der Schöpfung und Erlösung geworden und kommen ohne jede christliche Terminologie aus. [Später habe ich ein Exemplar dieses Buches in der Kommunität Imshausen wiedergefunden – und eine wunderbare Beziehung dieser Gemeinschaft zu Takamori und Father Oshida. Auch habe ich mich in der Übertragung einiger der Gedichte ins Deutsche versucht und Meditationen dazu verfasst.]

Ein andermal brachte er ein sonderbares Päckchen an. Zum Vorschein kam ein zauberhaftes Gewandt aus japanischem Brokatgewebe mit herrlichen Bildmustern. Es war ein Messgewand, aus Hochzeitsstoff geschneidert, „bei Mondenschein zu tragen“. Ich meine zu erinnern, dass eine Frau, die Nonne wurde, ihm diesen Stoff geschenkt hat… Als er es sich anlegte und tänzelnd durch den Raum schritt, da ging mir auf, wie Bewegung Wort und Geist sein kann, wenn Wort und Geist zu Bewegung wird. Und wie vergnügt er dabei war!

Fasten-Meditations-Tage
Endlich sollte es dann doch noch wahr werden, dass wir zwei F a s t e n – M e d i t a t i o n s - Tage bekamen, als einen kleinen Geschmack eines „Sesshin“, der normalerweise länger dauert. Aber mehr ging nicht, da Father auch mal auf seinen Arzt hören musste.

Anders als der Soto-Zen liebt Father es nicht, g e g e n die Wand zu meditieren. Die Welt, das Universum sei das Haus, das Gott uns gebaut habe. So hatten wir zum Meditieren schon in den ersten Junitagen mit Blick ins offene Land auf einem Damm zwischen den Reisfeldern gesessen. Jetzt gab uns bereits unser halbfertiges Zen-Do Schutz gegen den Dauerregen, und die fehlenden Wände erlaubten es uns, auswärtsgewandt in die Natur zu schauen. Für mich hieß das: In eine immer größer werdende Pfütze.

So entspannt sitzen, dass du nur noch aus Atmen bestehst! hatten wir gelernt. Einatmen, als wäre es der erste Atemzug deines Lebens. Ausatmen, als gäbe es nichts auf der Welt als dies – und nicht wissen, dass oder ob ein nächster Atemzug überhaupt folgt. Mit dem Bauch beginnen und erst zuletzt auch in den Brustkorb atmen. Einatmen ist Entstehen, Erschaffen-Werden, ist Passivität, geschehen-Lassen. Ausatmen ist Tat, ist Wirken, ist Bitte um neues Leben in der Verausgabung. „Atmen ist Religion“, „Atmen ist Jesus Christus“ sagte Father zu den Christen unter uns und sprach dann von dem Boot des Lebens, das wir mit jedem Atemzug weiter in die offene See hinausrudern. Sobald wir aber in unserer Achtsamkeit nachließen, würden wir zu dem Ufer, das uns festhalten will, zurückgetrieben. Mir scheint, dass für Father das Atmenlernen und das Lebenlernen Hand in Hand gehen mit der Bitte, durch Jesus Christus zum Vater zu kommen. Den Buddhisten deutete er es entsprechend auf Buddha hin.

„Wenn du dich zum Meditieren hinsetzt, dann mache dir deutlich: Nichts existiert als Gott allein. Nur in Ihm sind wir überhaupt vorhanden. Wenn dein Meditieren nicht inmitten der Barmherzigkeit Gottes geschieht, ist es nichts. Dein Atmen ist nichts Individuelles. Die ganze Welt atmet und „rudert“. Und wenn du Schmerzen hast: die Schmerzen der Welt treffen dich und gestalten dich (to sculpture).“

Also habe ich geatmet: Im Sitzen; im Gehen – für eine Runde im offenen Raum brauchten wir 20 Minuten – wieder im Sitzen – vormittags und nachmittags. In den Zwischenzeiten meditieren bei der Haus- und bei der Gartenarbeit – und kurze Pausen.

So habe ich mich also in den Schoß von Jesus Christus gesetzt und habe vorausgesetzt, dass nichts existiert als allein Gott. So habe ich beim Ausatmen „Abba“ gedacht, wie Father es vorschlug. „Abba“ ist für mich der Inbegriff des Betens Jesu zu seinem Vater. Jesus sucht Heiligen Geist, um Worte und Taten der Wirklichkeit zu finden. Und „Abba“ ist zusammen mit dem aufmerksamen Atmen der Anfang vom Ende all der Abstraktionen, mit deren Hilfe ich jetzt beim Schreiben wieder einmal versuche, mich kürzer zu fassen als es geht.

Wenn ich auch nicht tief eingedrungen bin in diese Meditationspraxis und nicht genügend Geduld aufbringe, sie weiter zu üben, so erlebe ich es doch immer noch und schon, dass ich z.B. bei der Predigtvorbereitung nach kurzer Atemmeditation bereits einen direkteren, existentielleren Zugang zum Bibeltext gewinne.

Ich will mich bemühen, noch auf dieser Seite etwas abrupt zum Schluss zu kommen.

Gegen Ende der Tage in Takamori versuchten wir, die weitere Zukunft der Dialogtreffen ins Auge zu fassen. Ananda hatte Bereits Beziehungen zu Buddhisten in der Mongolei geknüpft und es gab die Idee, dort auch Marxisten für den Dialog zu gewinnen. Nun waren in diesen Takamori-Wochen in China die Studenten für mehr Demokratie auf die Straßen gegangen, und der Aufstand war am 4. Juni auf dem Tianman-Platz blutig niedergeschlagen worden. Tag für Tag hatte uns Father - innerlich sehr betroffen - die Nachrichten kurz übersetzt. Als wir nun über ein Treffen in der Mongolei nachdachten, verlor Father die Beherrschung, schrie uns an und behauptete, der Kommunismus würde in kürzester Zeit zusammenbrechen und es wäre töricht, Vertreter dieses Systems als ernsthafte Gesprächspartner in Betracht zu ziehen. Wir waren wie begossene Pudel [und haben uns Monate später - alle auf eigene Weise - noch mehr schämen müssen. Das war aber, nachdem ich diesen Bericht geschrieben hatte.]

Damals kam es zu einer ernsthaften Überprüfung unserer Motive. Was wird, ist wieder völlig offen.

Als wir auf der Rückreise in Tokyo angekommen waren, traf ich endlich mit Andrea Jeska Zusammen und verlebte zwei schöne Tage mit der Familie Krützfeld. Bei allen neuen Eindrücken von dem japanischen Großstadtleben musste ich auch viel an Nairobi denken. Ich erlebte nämlich ein Schuljahrsabschlussfest der Deutschen Schule mit, samt Abschlussumtrunk des Lehrerkollegiums. Deutsche Kolonie hier also mit vielen Ähnlichkeiten zur Deutschen Kolonie zu den Zeiten, als meine Schwester, Maria Clasen in Nairobi lebte und ich sie 1975 dort besuchte.
Auf dem Rückflug ging es nun der Sonne entgegen, zurück nach Osten auf der selben Strecke wie beim Herflug. Ich wusste nun, dass ich an Stelle von e i n e m überlangen Tag nun zwei kurze Tage erleben würde. Aber warum wird es denn auch diesmal nicht dunkel? Ach ja, wir fliegen so weit nördlich, dass die Sonne auch zu Mitternacht über dem Horizont bleibt.

Manchmal bin ich wirklich schwer von Begriff.

Damit ist mein Erzählbericht, den ich 1989 erstmals aufgeschrieben und dem ich 2010 die Bilder hinzugefügt habe, zu Ende. Als Beleg dafür, dass ich sehr Vieles nicht erzählt habe, folgen noch ein paar weitere Fotos. Es ist vielleicht aufgefallen, dass ich kaum Bilder von gottesdienstlichen Handlungen und Meditationen gebracht habe. Diese sind schlicht nicht vorhanden, da meine Hemmungen, sie abzulichten, damals noch größer waren, als sie es heute noch sind.

Decken und Unter-Tisch-Heizung
gegen die Kälte

Arbeitsmeditation
in der Küche

An jedem Sonnabend wird
das Brot gebacken

Verkohlte Bäume im Wald zum Gedenken an Opfer der „Zivilisation“, derer sonst nicht gedacht wird

Shanti wird als Japanerin eingekleidet

Lauter
liebe, kluge, wunderbare Menschen